

Relevanz der ländlichen Regionen für das MBT

Die Auslöser für Anfragen an das MBT sind in aller Regel Aktivitäten aus der rechtsextremen Jugendkultur. Die Situation der Jugendlichen des ländlichen Raumes sind für Brandenburg durch das Deutsche Jugendinstitut gut dokumentiert.¹ Eine „heile Welt“ der Dorfjugend gibt es in Brandenburg nicht. Problematisch ist die mangelnde Einflußmöglichkeit von Erwachsenen im Dorf auf Jugendliche. Die Schulen befinden sich in aller Regel nicht am Wohnort², ab 17 Jahren haben viele Jugendliche ihren Lebensmittelpunkt nicht mehr im Dorf selbst und werden in städtischen Kontexten sozialisiert.³ Erschwerend kommt die Arbeitsmarktsituation hinzu, die von den Jugendlichen selbst als so schlecht eingestuft wird, dass sie keine soziale Zukunft im Dorf erkennen können.⁴ Dabei ist die familiäre Situation im Vergleich zu den Städten nicht wesentlich anders strukturiert. Rund 30 % der Jugendlichen wachsen in unvollständigen Familien auf.⁵ Etwa 20-30 % der Eltern sind nicht auf dem ersten Arbeitsmarkt beschäftigt.⁶

In der Regel findet im Jugendbereich keine professionelle sozialpädagogische Betreuung im ländlichen Bereich statt. Die Dörfer sind also auf ihre eigenen Strukturen angewiesen. Die Rolle der ehrenamtlichen BürgermeisterInnen in den Dörfern ist für Jugendliche außerordentlich wichtig und scheint im öffentlichen Bewusstsein nicht ausreichend präsent.⁷ Auch

¹ Vgl. Deutsches Jugendinstitut (DJI); Institut für angewandte Familien-, Kindheits- und Jugendforschung (IFK): Lebenslagen und -perspektiven junger Menschen in ländlichen Regionen des Landes Brandenburg, München – Leipzig – Vehlfeanz 1998. Die Studie wurde vom MBSJ Potsdam gefördert..

² Ebd., S.58. In den Klassen 11-13 sind die Schulen zu 100% auswärts, in den Klassen 7-10 zu 96% bei Orten unter 1000 Einwohnern.

³ Ebd. S.26. Rund 25 % aller Jugendlichen in Orten mit weniger als 100 Einwohnern wohnen in der Regel nicht an ihrem Heimatort.

⁴ Ebd., S.142. 87 % aller befragten Jugendlichen halten die Ausbildungssituation in ihrem Wohnort eher „schlecht“, bzw. „schlecht“, darin enthalten sind allerdings auch die Jugendlichen aus Orten mit mehr als 6.000 Einwohnern, so dass der Wert für Dörfer noch schlechter aussehen wird.

⁵ Ebd., S.20.

⁶ Ebd., S.29.

⁷ Ebd., S.174. In Dörfern geben 53 % aller Jugendlichen an, sich schon einmal mit einem Problem an den Bürgermeister gewandt zu haben (zum Vergleich in den Kleinstädten nur 18 %).

engagierte Eltern, SozialpädagogInnen, SchulleiterInnen und PfarrerInnen werden von den Dorfjugendlichen als Personen betrachtet, die ihre Interessen wahrnehmen. Vor diesem Hintergrund ist es bedenklich, dass diese einflussreichen Rollen in den Dorfstrukturen systematisch abgeschafft werden: Durch die Gemeindegebietsreform verlieren die BürgermeisterInnen ihre Macht und damit schließlich ihren Status, Pfarrstellen wurden aufgelöst, LehrerInnen leben in den Dörfern nur noch als Schlafgäste – ihre Arbeitsplätze und wesentlichen Funktionen befinden sich nicht mehr in unmittelbarer Nähe.

Das „Dorf“ – eine Fiktion mit kulturhistorischer Bedeutung

Unsere Vorstellungen von einem Dorf haben überwiegend plakativen Charakter. Eine wesentliche Ursache dafür liegt in der Funktion des Dorfideals. Literatur und später die Wissenschaft formulierten ein Bild des Dorfes, das überwiegend als Kontrast zur Stadt funktionieren sollte, und deshalb auch überwiegend in städtischen Diskursen verwendet wurde. Der Begriff selbst bezeichnet im Deutschen seit dem Althochdeutschen eine bäuerliche Siedlung, ein einzelnes Gehöft oder einfach ein Haus.⁸

Aus den vielen Definitionen des Dorfes sollen für unsere Zwecke einige Merkmale übernommen werden, die brauchbar und nachvollziehbar sind:

1. Das Dorf ist „eine der Siedlungsformen menschlicher Gemeinschaften“.
2. Dorf ist geographisch fixierbar.⁹
3. Das Dorf ist ein System potentieller oder tatsächlicher Verwandtschaft.
4. Das Dorf in Brandenburg ist in der Regel eine Siedlung von Menschen mit Feldbautraditionen. Die ökonomische Tätigkeit prägt die soziale Struktur des Dorfes.
5. Das Dorf ist ein räumlich offenes soziales System. Zu seinem Leben als System zählt eine Anzahl umliegender Dörfer und Siedlungen. Die

⁸ Vgl. Bibliographisches Institut (Hg.): Duden. Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache, Mannheim – Wien – Zürich 1963.

⁹ Es besteht aber nicht unbedingt aus einem einzigen geographischen Ort. Zusätze wie Neu-, Alt-, Groß-, Klein-, oder -Kolonie verweisen darauf, dass aus ökologischen, wirtschaftlichen, und politischen Gründen Dörfer durchaus den Ort wechseln. In der Region Südbrandenburg auch früh nachweisbar u.a. am „Teufelsberg“ bei Horno. Vgl. M.-Johanna Brather: Germanische Häuser und ein Backofen unter dem Teufelsberg bei Briesnig; in: Brandenburgisches Landesmuseum für Ur- und Frühgeschichte (Hg.): Ausgrabungen im Niederlausitzer Brankohlenrevier – 1998, Pritzen 1999, S.82-92.

Region ist sowohl ein Wirtschaftsraum für Produkte und Dienstleistungen, als auch Verwandtschaftsraum.

6. Die sozialen Bezüge des Dorfes sind überschaubar, daher ist die Entstehung einer „Wir-Gruppe“, die das gesamte System umfasst, möglich und sehr häufig.

Die Einordnung von Dörfern in größere Gefüge war historisch häufig nur abstrakt vorhanden. Heute ist das durch die unterschiedlichen Modernisierungsschübe deutlich anders geworden und praktisch durchaus nicht mehr „traditionell“:

„Das regionalisierte Dorf mit seinem nicht mehr nur lokalen, sondern auch regionalen und überregionalen Horizont bietet die historische Chance dafür, auch in der kulturellen Demokratie der Dörfer einen wesentlichen Schritt voranzukommen und mehr Basis- und Gemeinwesendemokratie zu verwirklichen.“¹⁰

Auch wenn in einer Zeit der permanenten Veränderung und des Umbruchs der Wunsch nach stabiler Ordnung, die „Suche nach Geborgenheit“, der Rückzug in die Kleinheit und die Renaissance von Heimat verständlich erscheinen, muss dem Versuch widersprochen werden, soziale Unterschiede auszublenden, um Regionalbewusstsein zu homogenisieren, und das Phänomen Region wie eine „Heilslehre“ darzustellen.¹¹

Sozialgeschichtlich gesehen erfuhren die Dörfer auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Brandenburg verschiedene einschneidende Veränderungen, die hier nur stichwortartig aufgezählt werden können:

- Die Separation nach 1815 (im ehemals sächsischen Südbrandenburg erst ab ca. 1840) führte nicht nur zur Aufhebung der Abhängigkeit von der Grundherrschaft, sondern auch zu einer großen Abwanderung in die Städte.
- die Industrialisierung mit einhergehendem Kulturverlust in Südbrandenburg 1870 ff.
- die Bodenreform 1946
- nach 1945 kamen auch in Brandenburg Flüchtlinge aus den östlichen Gebieten, die die vorhandene Dorfbevölkerungen um 10 bis 20 % aufstockten.

¹⁰ Vgl. Albrecht Herrenknecht: Für eine neue Kultur der Dörfer; in: Allmende, 1990, Nr. 26/27, S. 44.

¹¹ Vgl. Christine Teuschler: Lebenswelt Dorf und Region – 1996. Lokale und regionale politische Bildungsarbeit am Beispiel der Burgenländischen Volkshochschulen „Politische Bildung konkret“. Ein Modell regions- und gemeindespezifischer Bildungsarbeit; in: Burgenländische Volkshochschule (Hg); Eisenstadt 1996.

- die Kollektivierung der Landwirtschaft in den Jahren nach 1952
- durch die industriellen Großvorhaben der DDR-Regierung (Braunkohle, Chemieindustrie, Wohnungsindustrie u.a.) kam es zu weitreichenden Bevölkerungsverschiebungen.
- die Wende

Derzeit bestimmen vor allem Eingriffe in die gewohnte Infrastruktur auch die sozialen Formationen der Dörfer. Straßenbau etwa führt ja nicht nur Touristen und Investoren leichter in die ländliche Regionen, sondern auch die Dorfbevölkerung aus ihnen hinaus. Heute sind Pendler und Handwerker auf Montage in der Peripherie des Landes bestimmend für das Familienleben.¹² Ehemalige Autoritäten im Dorf brechen weg. Durch die Gemeindegebietsreform 2001/02 etwa verlieren die ehemaligen Bürgermeister an Macht und Ansehen. Die Kirchen reformieren unter finanziellem Zwang ihre Sprengel und viele Dörfer verlieren ihre Pfarrer. Nach Mecklenburg-Vorpommern hat Brandenburg die geringste Bevölkerungsdichte Deutschlands. Das bedeutet, dass der ländliche Raum ein besonders empfindliches soziales Gefüge ist. Die allgemeine Abnahme der Geburten schlägt sich auch im ländlichen Raum nieder, indem Kindergärten und Horte häufig nicht mehr aufrecht zu erhalten sind. Immer mehr Schulen im ländlichen Bereich werden geschlossen. Dadurch werden die Kinder in städtische Kontexte sozialisiert und bekommen urbane Wertvorstellungen vermittelt. Parallel dazu entfallen LehrerInnen als wesentliche Autoritäten im dörflichen Kontext, da deren Wohnort in der Regel nicht mehr identisch mit dem Arbeitsort ist. Durch die zunehmende Arbeitslosigkeit auf dem Lande entsteht ein extrem hoher Abwanderungsdruck zunächst vor allem auf die jungen Generationen, der sich aber derzeit auch verstärkt auf die ältere berufstätige Bevölkerung fortsetzt, so dass vermehrt ganze Familien die ländlichen Regionen verlassen.¹³ Daraus ergibt sich ein Teufelskreis: Da die lokalen Eliten immer kleiner werden, fehlen in den Dörfern lokale Kata-

¹² Vgl. Nikolaus Werz: Abwanderung aus den neuen Bundesländern von 1989 bis 2000; in: Aus Politik und Zeitgeschichte 40/2001. Auch unter <http://www.das-parlament.de/40-2001/beilage/b-a-5.html>. Brandenburg hat mit 162.000 ArbeitnehmerInnen recht hohe Pendlerzahlen.

¹³ Ebd., Werz betont zu Recht, dass die ehemalige DDR immer ein Abwanderungsland war. Unmittelbar nach der Wende bewegten sich vor allem FacharbeitelInnen in die alten Bundesländer. Parallel dazu kam es zu einem Zuzug von Abwanderern aus Berlin, so dass es z. T. zu einer ausgeglichenen Bilanz kam. Seit 1997/98 wird aber der negative Saldo vor allem durch die 18- bis unter 25-Jährigen verursacht und mit steigender Tendenz auch durch die 25- bis unter 30-Jährigen. Seit 1998 geht die Schere der Bilanz wieder auseinander.

lysatoren für Innovationen und Kreativität. Da es weniger Unternehmer gibt, wird das Dorf unattraktiver, es verschwinden Arbeitsplätze, und damit steigt der Abwanderungsdruck weiter.¹⁴

Die Vielfalt der Dörfer und die Arbeit des MBT

Neben historischen Erfahrungen, die sich in Form von Sedimenten als „Mentalität“ äußern, finden sich in vielen Orten das Bewusstsein, als Dorf Objekt einer Entwicklung zu sein, die „von außen“, „von oben“ und seit 1990 eben auch „vom Westen“ ausgeht. Auch diese jüngeren Mentalitätsbestände haben historische Ursachen, doch bestimmen sie das bewusste Leben des Gemeinwesens in Form von aktuellem und artikuliertem Selbstbewusstsein sowie erfahrbaren Konflikten. Im Folgenden sollen einige dieser Erfahrungen dargestellt werden und, sofern möglich, die Arbeitsweise des MBT in diesen Dörfern geschildert werden.

Dörfer in Speckgürteln

Der Speckgürtel von Berlin ist allgemein bekannt und bezeichnet nicht nur einen wirtschaftlichen Aspekt – also die Orte wo sich Industrie ansiedelt, sondern auch Orte, wo die Ansiedlung von „Berlin-Flüchtlingen“ wegen günstiger Verkehrsanbindung erhebliche Dimensionen angenommen hat:

„Die Wanderungsströme aus den Großstädten ins Umland verzeichneten bis Mitte der 1990er Jahre eine Boomphase, damals waren die Umzüge vorwiegend ins eigene ‚Heim im Grünen‘ doppelt so hoch wie in den alten Ländern. Sonderabschreibungen, Wohnungsbauförderung und Planungsvereinfachungen bei gleichzeitig ungeklärten Restitutionsansprüchen in den Städten begünstigten die Neigung zum Neubau und zur Eigentumsbildung im Umland.“¹⁵

¹⁴ Die reinen Einwohnerbilanzen sind anerkannt wenig aussagekräftig in Bezug auf die soziale Struktur des Landes. 1989 waren es rund 2,66 Millionen Einwohner, Ende 1999 waren es 2,60 Millionen. Dabei gilt es aber zu berücksichtigen, dass es in der inneren Entwicklung zu einer Bevölkerungszunahme im „Speckgürtel“ Berlins kam, während der ländliche Raum der Peripherie stark verlor. Der „Entwicklungsplan für den ländlichen Raum im Land Brandenburg. (Förderperiode 2000-2006)“ sieht eine stärkere Ausrichtung der Förderung „auf die Hauptprobleme Abwanderung und Beschäftigungsmangel“ vor.

¹⁵ Vgl. Werz, Abwanderung (Anm. 12).

Hier soll aber von mehreren Speckgürteln gesprochen werden, weil dieses Phänomen nicht nur auf Berlin und sein Umland zutrifft, sondern auch auf andere Städte Brandenburgs. In Potsdam, Frankfurt/Oder, Cottbus, Brandenburg/Havel und Eberswalde sind ähnliche Erscheinungen festzustellen. Die Frage ist, wo geschieht dies in „erheblichen Dimensionen“ in Bezug auf umliegende Dörfer. Für den Bereich Potsdam lässt sich das mit Sicherheit behaupten, wobei sich hier die Abwanderung von Berlinern nicht sauber trennen lässt. In Cottbus kann ebenso von einem Speckgürtel gesprochen werden. Die Ansiedlung von Handel und Gewerbe im stadtnahen Umland auf dem Gebiet des Landkreises Spree-Neiße ist auffällig, ebenso wie der Zuzug von Cottbusern in die umliegenden Dörfer. Dieser Zuzug hat vereinzelt Dimensionen, die die „alte“ Dorfbevölkerung in eine Minderheitsposition gebracht haben.

Das Dorf E.

Das Dorf E. ist ein zu Cottbus eingemeindetes Dorf.¹⁶ Es ist uns schon 1999 in anderen Zusammenhängen als ein Dorf aufgefallen, das in der rechtsextremen Szene eine wichtige Rolle spielt. Eine wesentliche Cottbuser Gruppe von RechtsextremistInnen benutzt das Dorf und sein Umfeld als Rückzugsraum. Zunächst nur im Sinne von Freizeitaktivitäten wie im Sommer allwöchentliche Wehrsportübungen in den Waldgebieten und anschließendem Grillen am Flussufer. Später 2000/01, als der Druck durch die Polizei in der Stadt deutlich zunahm, und auch die Maßnahmen der Sozialpädagogen in Cottbus griffen, diente das Dorf als Ausweichort. Im Dorf selber scheint es nur eine kleinere Gruppe von Rechtsextremisten zu geben, die ihren selbst organisierten Jugendclub eine lange Zeit mit Rollos in den üblichen Farben schwarz-weiß-rot vor neugierigen Passanten schützten. Diese Jugendlichen wurden und werden in der Regel nicht im Dorf selbst aktiv.¹⁷ Durch den Verdrängungsmechanismus in Cottbus kommt es

¹⁶ Das Dorf soll hier anonym bleiben, da wir es nicht besonders hervorheben möchten und zudem erwarten, dass es zukünftig ein Arbeitsfeld des MBT werden wird.

¹⁷ Das ist eine von uns allgemein seit vielen Jahren beobachtbare Taktik. Die lokale rechtsextreme Szene agiert nicht im eigenen Ort. Dafür kommt es bei Festen dann zu Gewalttätigkeiten von Zugereisten Rechtsextremisten. Die immer noch stereotype Reaktion bei den lokalen Akteuren ist, dass man nichts macht, da man keinen Einfluss auf die Auswärtigen habe, die eigenen Jugendlichen sind aber kein Anlass zur Handlung, da sie nichts machen. Dasselbe Vorgehen war zuletzt beim Zampern (ein wendisches karnevalsähnliches Fest) in E. 2002 festzustellen.

2001 vermehrt zu Aktivitäten der rechtsextremen Szene in E. Es werden nicht-rechtsextreme Jugendliche auf ihren privaten Geburtstagsfeiern überfallen, Dorffeste belagert und Schlägereien angezettelt. Die Reaktionen im Dorf sind eher träge. Man nimmt diese Erscheinungen eher als Ausdruck allgemeiner Jugendkultur hin, billigt ihnen gar kaum den Status von Straftaten zu („Wir hatten früher auch unsere Keilereien...“) und bringt es derzeit noch kaum in einen Zusammenhang mit Rechtsextremismus. Erschwerend kommt hinzu, dass das Dorf wenig inneren Zusammenhalt hat. So wird über die rechtsextremen Aktivitäten dorffintern kaum gesprochen, und es kann sich kein allgemein akzeptiertes Bild der Situation ergeben. Beim Karneval 2002 kam es wieder zu Ausschreitungen von rund 15 angetrunkenen Rechtsextremisten. Die Tanzveranstaltung für die Erwachsenen war dieses Mal durch einen Wachschutz abgesichert, der dafür sorgte, dass männlichen Jugendlichen einschlägigen Aussehens häufig den Zutritt zur Veranstaltung verwehrt wurde. Im Saal selber war es ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr möglich, rechtsextremistische Tendenzen auszusperren, denn dort zeigten einige Erwachsene bierselig den Hitlergruss zu passender Musik.

Erste Reaktionen aus dem Dorf kamen durch zwei Mütter, die sich Rat beim MBT holten. Im ersten Fall ging es um eine Schlägerei, in die der Sohn involviert war, im zweiten Fall um eine fast abstrakt erscheinende Frage. Im ersten Fall war die Beratung schwierig: Jugendliche aus der Clique des Sohnes wurden vor dem Wohnblock der Frau angegriffen. Sie wollte aber nicht, dass die Aktion öffentlich werde, damit es nicht zu weiteren Übergriffen kommt, und weil sie befürchtete, dass sie im Dorf als Zugezogene angefeindet wird, weil sie Dorfjugendliche „denunziere“. Wir rieten ihr dennoch, den Vorfall anzuzeigen. Weiter baten wir sie, die Entwicklungen um den Freundeskreis ihres Sohnes genau zu beobachten und uns zu informieren, wenn sie bestimmte Veränderungen bemerkt. Der zweite Fall stand ebenfalls unter dem Vorzeichen der Verschwiegenheit. Die Mutter hatte Angst um ihren Sohn, der nachts auf Parties der Dorfjugend geht. Er erzählte ihr von einigen gefährlichen Situationen auf diesen Parties, betonte jedoch zugleich, dass die Rechtsextremisten des Dorfes völlig harmlos seien, und ihre Subkultur nur in dem genannten Jugendclub ausleben würden. Sie wolle aber nicht, dass wir „offiziell“ etwas unternehmen, da es in ihrer weiteren Verwandtschaft sowohl bei Erwachsenen, wie auch bei Jugendlichen Rechtsextremisten gebe. Wir empfahlen ihr, Kontakt mit der Mutter des ersten Falles aufzunehmen, und mit ihr gemeinsam weitere Schritte zu überlegen. Als problematisch für beide Mütter erwies sich, dass sie große Schwierigkeiten hatten, sich kooperierende Akteure im Dorf vorzustellen. Als wesentliches Hemmnis entpuppte sich die Angst,

sozialen Status zu verlieren, oder ihn durch die Artikulation von Problemen nicht erreichen zu können. Beide Frauen gehören zu den „Zugezogenen“, und bemühen sich durch das Einhalten der dörflichen Regeln akzeptiert zu werden. Als Grund für die Scheu ins Dorf zu kommunizieren, gaben beide an, dass sie ihre Kinder vor Ausgrenzung und Anfeindung schützen wollen. Lediglich einen neu zugezogenen Pfarrer konnten sie sich als Interaktionspartner vorstellen, trauten diesem aber nicht zu, das Problem einer Lösung zuzuführen, da er ebenfalls im Dorf nicht anerkannt sei. Im Dorf E. spielt der Rechtsextremismus wahrscheinlich eine etwas andere Rolle, als in städtischen Kontexten. Er fungiert in der innerdörflichen Kommunikation als Abgrenzungsinstrument der „alten“ Dorfbevölkerung zu den zugezogenen Bewohnern und ist damit auch Ausdruck sozialer Spannungen, da die zahlreichen Eigenheimbauer in der Regel Arbeit in der Stadt haben und zudem als „Elite“ wahrgenommen werden, weil sie über Verbindungen zu Politik und Verwaltung der Region verfügen. Die Anwesenheit der Zugezogenen verursacht bei den Alteingesessenen wahrscheinlich ein permanentes, defizitäres Gefühl, das durch den rechtsextremen Überlegenheitskult kompensiert werden soll. Das latente Unterlegenheitsbewusstsein dieser Gruppe muss bei Interventionen im Dorf im Vordergrund stehen. Damit besteht die Schwierigkeit, dass eine unmittelbare Unterstützung der beiden Mütter im Dorf das Problem eher verschärfen würde, als es zu mildern, weil dadurch verdeutlicht würde, dass die „Zugezogenen“ über Ressourcen verfügen, die den Alteingesessenen vermeintlich nicht zur Verfügung stehen. Das MBT mußte in diesem Fall indirekt agieren, indem wir beobachten und abwarten, wo sich die Gelegenheit ergibt, im Dorf für das lokale Establishment tätig zu werden.

Umsiedlerdörfer

Mit Umsiedler sind hier jene Dorfbewohner gemeint, deren Heimatorte ganz oder teilweise dem Tagebau zum Opfer fielen, nicht die Vertriebenen des Zweiten Weltkrieges, die in der DDR-Tradition ebenfalls als Umsiedler bezeichnet wurden.

Im Laufe des letzten Jahrhunderts wurden im Lausitzer Braunkohlerevier 77 Dörfer und Siedlungen durch den Braunkohletagebau abgebaut. Mehrheitlich in der Zeit von 1945 bis 1990.¹⁸ Seit 1915 ist der Tagebau

¹⁸ Vgl. Frank Förster: *Verschwundene Dörfer. Die Ortsabbrüche des Lausitzer Braunkohlereviere bis 1993*, 2. Auflage, Bautzen 1996, S. 18.

planwirtschaftlich betrieben worden.¹⁹ Die Autarkie auf dem Energiesektor hatte immer eindeutig Priorität vor den Interessen der Bevölkerung. In der Regel fanden „Entschädigungen“ der Bewohner nur sehr unzureichend statt. Bis 1989 wurden die Dorfbewohner fast immer in städtische Neubausiedlungen umgesiedelt. Die Dorfkultur ist damit praktisch verschwunden. Förster nennt für das gesamte Revier die Mindestzahl von 22.296 Umsiedlern zwischen 1945 und 1993.²⁰ Mit Recht problematisiert er aber diese Angaben. Da in der DDR die Entschädigungen sehr gering ausfielen, verschwanden viele Bewohner schon frühzeitig aus den Dörfern, so dass allgemein von einer sinkenden Einwohnerzahl vor der endgültigen Abbaggerung ausgegangen werden muss.

Bei den wendischen Dörfern ist das Abbaggern außerordentlich schlimm. Nicht nur für die Bewohner selbst, die dann gezwungen wurden ihre Sprache und Kultur aufzugeben, sondern auch für die nicht abgerissenen Nachbardörfer, denen ein oder mehrere Bezugspunkte ihres kulturellen Systems fehlen. In Brandenburg betraf dies vor allem die Gebiete um die Tagebaue Cottbus-Nord und Jänschwalde. Hier wurden sieben Dörfer ganz und sechs zu Teilen abgerissen: Lakoma, Merzdorf, Dissenchen, Schlichow, Klein-Lieskow, Groß-Lieskow, Tranitz, Klinge, Weißagk, Klein Briesnig Gosda, Grötsch und Klein Bohrau. Fast alle werden von Förster dem wendischen Kerngebiet zugeordnet. Je nach Zeitpunkt des Abbruches und der jeweiligen wirtschaftlichen Lage der DDR gelang es Bewohnern in Nachbardörfern zu ziehen, und damit wenigstens ein gewisses kulturelles Umfeld zu erhalten. Die Bewohner von Klein Lieskow etwa konnten sich 1987 zu einem „beachtlichen Teil“ so in der ländlichen Region halten.²¹ Die Nachbargemeinde Groß Lieskow war bereits 1977 teilabgebrochen und erst 1984 völlig verschwunden. Ihre Bewohner sind mehrheitlich in die Neubausiedlungen von Cottbus gezogen.²² Wie stark die kulturellen Einschnitte bei den ehemaligen BewohnerInnen sind, lässt sich in einem weiteren Band von Förster nachlesen. In der Regel zogen die ehemaligen Einwohner in die Städte Forst oder Cottbus und gingen dort in der Bevölkerung auf.²³

¹⁹ Vgl. Edmund Pech: Die Industrialisierung der Niederlausitz und die Sorben 1945-1970. In Niederlausitzer Studien, Bd. 30, Cottbus 2001, S. 112.

²⁰ Vgl. Frank Förster: Verschwundene Dörfer. Die Ortsabbrüche des Lausitzer Braunkohlereviers bis 1993, 2. Auflage, Bautzen 1996, S. 19.

²¹ Ebd., S. 95.

²² Ebd., S. 59.

²³ Vgl. Frank Förster: Bergbau-Umsiedler. Erfahrungsberichte aus dem Lausitzer Braunkohlerevier. Bautzen 1998.

An die ehemaligen Orte erinnern höchstens noch einige kunsthistorische Gegenstände oder Gebäude, die an den neuen Standorten ihren Platz fanden. An die sorbische Bevölkerung erinnern nur noch für eine Weile die ebenfalls umgesiedelten Friedhöfe der Dörfer auf den städtischen Friedhöfen. Die Abaggerung der wendischen Dörfer ist genauso schlimm, wie für deutsche Dörfer, aber die Auswirkungen auf die wendische Kultur ist verheerend. Es entstehen riesige, verwüstete Korridore, die einen lebendigen kulturellen Austausch in der Region verhindern.

Großflächige Tagebaue befinden sich bei Lübbenau (Schlabendorf-Nord 1956-1976, Seese-West 1960-1978, Schlabendorf Süd 1972-1992, Seese-Ost seit 1979), bei Drebkau (Greifenhain 1935-1994, Gräbendorf 1979-1992), bei Finsterwalde (Klettwitz 1937-1990, Kleinleipisch 1946-1980, Klettwitz-Nord 1983-1993), bei Senftenberg (Sedlitz 1946-1981, Meuro seit 1956) bei Spremberg (Welzow-Süd seit 1959) und bei Cottbus (Jänschwalde seit 1971, Cottbus-Nord seit 1974).²⁴ Diese riesigen Areale strukturieren die Landschaft und die Infrastruktur des ländlichen Raumes in Südbrandenburg maßgeblich. Sehr lange Wege und Schwierigkeiten für die Infrastruktur (Schulen, Busse, Bahn, Müllentsorgung etc.) sind die Folge. Aber auch die soziokulturellen Bezugssysteme werden davon geprägt: traditionelle Bindungen wurden gekappt, neue entstanden.

Die neue Umsiedlungspolitik der LAUBAG nach der Wende sieht vor, dass die Dörfer in der Gestaltung des neuen Standortes relativ autonom sind. Allerdings befinden sich die Ausweichstandorte nach der Wende alle in unmittelbarer Nähe von Städten und sind auch in diese eingemeindet. Kausche etwa ist Stadtteil von Drebkau, Horno wird Teil von Forst und Haidemühl wird nach Spremberg kommen. Nach einer gewissen Schonfrist gehen die Dörfer als integraler Bestandteil in die Städte auf. Die Schwierigkeiten mit einem Dorf wie Kausche besteht darin, dass es eigentlich keines mehr ist. Die Entscheidungen werden im Stadtparlament getroffen und nicht im Dorf selbst. Andererseits verhält sich der Stadtteil immer noch wie ein Dorf. Der Vorteil dieser Situation ist, dass das Dorf z. B. bei der Jugendarbeit in die städtischen Kontexte eingebunden ist. Das Modellprojekt Nexus (in Trägerschaft von Camino) etwa hat sich intensiv auch um die Jugendlichen in Kausche gekümmert und durch den Austausch mit dem MBT sinnvoll auf rechtsextreme Tendenzen reagiert.

²⁴ Vgl. Frank Förster: *Verschwundene Dörfer. Die Ortsabbrüche des Lausitzer Braunkohlereviere bis 1993*, 2. Auflage, Bautzen 1996, S. 22f.

Industriedörfer

Unter Industriedörfern sollen hier nicht Dörfer verstanden werden, die Industrieansiedlungen haben, sondern solche Dörfer, deren Existenz ganz oder weitestgehend auf industrielle Ansiedlungen zurückzuführen sind. Solche Dörfer finden sich in Brandenburg relativ häufig, und sind nicht erst mit der industriellen Revolution entstanden. Als Beispiel sei hier das Dorf Haidemühl bei Welzow angeführt.

Nach Lehmann kann von einer regelrechten „Gründung“ Haidemühls nicht ausgegangen werden.²⁵ Der Ort war immer ein Industriestandort. Die erste Erwähnung erfolgt in einer Karte des Markgrafentums Niederlausitz von Schenk 1757 als „Haydemühl“. Da das Privileg zum Betrieb einer Mühle in der Niederlausitz überwiegend Deutsche erhielten, es zudem häufig an neue Müller überschrieben wurde, hat Haidemühl anders als die Nachbargemeinden Gosda und Proschim wohl keine wendischen Wurzeln. Haidemühl war im 18. Jahrhundert lediglich eine Wassermühle. Erst 1818 wurde daraus eine „Kolonie“, allerdings mit nur einer Feuerstelle und 5 Bewohnern. Nach diesem Jahr scheint eine erste Glashütte an der Mühle entstanden zu sein, die vor 1837 wieder eingegangen ist. 1837 wurde nämlich eine „neue“ Glashütte gegründet, die dieses Mal erfolgreicher lief. Bereits 1840 konnte mit den preußischen Reformen im ehemals sächsischen Haidemühl die Gewerbefreiheit und die Separation (die hier viele billige Arbeitskräfte „freisetzte“) ein Anstieg der Bevölkerung auf 136 Menschen verzeichnet werden. Dieses kleine „Dorf“ bestand nur aus vier Wohngebäuden, woraus klar wird, dass es sich um sehr arme Arbeiter der Glashütte handelte. Diese Industriesiedlung dürfte eine nicht unproblematische soziale Struktur gewesen sein. Inzwischen landlose, ehemalige Kleinbauern aus der unmittelbaren Region (Wenden), lebten als Arbeiter und Köhler zusammen mit den gut bezahlten Glasspezialisten aus Schlesien und dem technischen Personal aus überregionalen Bezügen (Deutsche).²⁶ Um 1884 wird die Braunkohlegrube Haidemühl zur Versorgung der Glashütte erschlossen.²⁷ 1890 wird die Grube von der Eintracht

²⁵ Vgl. Lehmann, Rudolf: Historisches Ortslexikon der Niederlausitz, Bd. 2, Marburg 1979, S. 132.

²⁶ Vgl. Simone Klausch: In der Hütte wurde Tschechisch gesprochen; in: Haidemühler Hefte, 2/2000, S. 16. In der Glashütte wurden bis 1856 ausschließlich tschechisch sprechende Glasbläser aus Böhmen beschäftigt.

²⁷ Vgl. Friedhelm Schulz: Drei Jahrhunderte Lausitzer Braunkohlenbergbau, Bautzen 2000.

AG Welzow übernommen und damit begann auch der Abbau von Hand durch Maschinen abgelöst zu werden. Damit entwickelt sich die Glashütte zum industriellen Großbetrieb.²⁸ 1925 erreicht der Betrieb die Marke von 500 Arbeitern und 18 Angestellten. 1930 hat der Betrieb der Eintracht AG eine Belegschaftsstärke von 922 Mitarbeitern, davon allerdings eine Minderheit in der Haidemühler Brikettfabrik. Der Bau einer Kohlebahn 1939 zwischen der Grube Clara und Werminghoff vernetzt die Energiewirtschaft der Region für den 2. Weltkrieg. Ignatz Petschek, der Mehrheitsbesitzer der Eintracht AG, wird von den Nazis enteignet, weil er unter die Nürnberger Rassengesetzgebung fällt. Der gesamte Betrieb geht 1940 an die Anhaltische Kohlewerke AG über. Die Brikettfabrik Haidemühl wird 100 Jahre nach Betriebsaufnahme 1991 stillgelegt, ebenso wie das dazugehörige Kraftwerk und das Glaswerk, das in der DDR zuletzt auf die Produktion von Milchflaschen und Massengläsern spezialisiert war.

Neben dem Niedergang der Industrie auf Null, hat Haidemühl derzeit das Problem, dass der Ort voraussichtlich 2003 vom Tagebau Welzow abgebaggert und umgesiedelt wird.

Der Ort Haidemühl ist kulturell geprägt von der ehemaligen Industrie. Schon in der DDR wurden viele qualifizierte Mitarbeiter der Betriebe in modernere Wachstumsbranchen verlagert, so dass nach der Wende überwiegend die Arbeiter im Ort ansässig blieben. Das bedeutet praktisch, dass ein durchschnittlich nur geringes Bildungsniveau besteht, die Bewohner sind traditionell eher „links“, d.h. SPD- oder PDS-nah, auch wenn der Ort einen parteilosen Bürgermeister hat. Haidemühl war immer schon „rot“, hier eher kommunistisch als sozialdemokratisch. Besonders die Rolle der 20 Haidemühler Kämpfer bei der Niederschlagung des Kapp-Putsches 1920 als Bestandteil der „Senftenberger Roten Armee“ spielt hierbei eine wesentliche Rolle.²⁹ Erst- und bis heute letztmals spielte Haidemühl eine wichtige Rolle in der Politik Deutschlands. Da im Dorf selbst kaum wesentliche Anteile des Bruttosozialprodukts erwirtschaftet werden, spielt die Umsiedlung auch wirtschaftlich eine ganz wesentlich Rolle. In Entschädigungsleistungen der LAUBAG sehen viele, vor allem jüngere Bewohner, eine Befreiung aus der Stagnation des Dorfes. Man sieht am neuen Standort des Dorfes deutlich mehr Möglichkeiten für die Familie, sich wirtschaftlich zu entwickeln. Sei es durch die dann gegebene Zugehörigkeit zur

²⁸ Vgl. Johannes Heisler: Von den Anfängen der Industrie in der Gemeinde Gosda-Haidemühl; in: Spremberger Heimatkalender 1990, Spremberg 1989, S. 53-55.

²⁹ Vgl. Johannes Heisler: In der Haidemühler Chronik geblättert; in: Spremberger Heimatkalender 1991, Spremberg 1990, S. 78f.

Stadt Spremberg (Sellessen ist Ortsteil von Spremberg), sei es durch einen günstigen Verkauf des Hauses, um später in die westlichen Bundesländer zu ziehen.

Das MBT war in Haidemühl nur sehr sporadisch tätig. Eine enge Verbindung besteht zum Sozialen Netzwerk Haidemühl (Träger ist die evangelische Kirche), das die soziokulturelle Begleitung der Bergbaum-siedlung nach Sellessen bei Spremberg zur Aufgabe hat. Diese Verbindung ermöglicht den Beratungszugang durch zwei professionell arbeitende Multiplikatoren in alle sozialen Gruppen des Ortes. Bisher waren es vor allem fachliche Ratschläge, wie die Identifizierung von selbst gebrannten CDs der Jugendlichen, die in dem Jugendclub „Landser“-Musik gehört hatten. Wir besprachen mit der Sozialarbeiterin den pädagogischen Umgang mit der problematischen Musik. Dabei konnten wir feststellen, dass es keine rechtsextreme Szene im Ort gibt, sondern sich die Jugendlichen des Dorfes allgemein eher als „links“ klassifizieren. In ihrem Verständnis ist Musik wie die von „Landser“ ein provokantes Element der normalen Jugendkultur und nicht ein Bestandteil der rechtsextremen Kommunikation. Zu ihrem Selbstverständnis gehört es, dass sie sich als Bewohner eines „Arbeiterdorfes“ von Jugendlichen der Nachbardörfer abgrenzen, die tendenziell stärker dem Mainstream, der rechtsextremen Jugendkultur zuzurechnen sind. So engagierten sich die regelmäßigen Besucher des Jugendclubs 2001, als Hakenkreuzschmierereien im Dorf festgestellt wurden, indem sie diese übertünchten. Das ist an sich noch nicht verwunderlich, aber sie verweigerten einem Reporter der „Lausitzer Rundschau“ nicht, ihre Aktion zu veröffentlichen, was in anderen Dörfern des unmittelbaren Umfeldes kaum denkbar wäre.

Über das soziale Netzwerk ist das MBT in der Lage, diese Umfeldszene im Blick zu behalten. Hierbei geht es nicht um einzelne Personen, sondern um jugendkulturelle Bewegungsentwicklungen und die Feststellung von Vernetzungsbezügen. In der Region bestehen engere Beziehungen zwischen Greifenhain, Neupetershain, Welzow und Proschim. Die Jugendkultur Haidemühls ist dabei aber nicht geeignet, ein Gegengewicht zu dieser Szene darzustellen, da sie nicht annähernd homogen, sondern traditionell sehr ausdifferenziert ist, was eher ein städtisches Verhaltensmuster ist.³⁰ Auch lassen sich die Gruppen nicht zwangsläufig als resistent gegen rechts-

³⁰ Ebd., S. 14. Das Dorf von rund 600 Einwohnern wurde intern in „Hütte“ oder „Hüttenpuper“ (Bewohner der Arbeitersiedlung der Glashütte) und „Grube“ (Bewohner der Bergmannsiedlung) unterschieden, die interne Rivalitäten austrugen, nach außen aber zusammen auftraten.

extreme Einflussnahme einstufen. Bei den heute 15-17-jährigen kann zwar von einem festen demokratischen Weltbild ihrer Peergroup ausgegangen werden, jedoch muss diese Haltung nicht notwendigerweise auf die nachfolgenden Jahrgänge übertragen werden.

Problematisch an der derzeitigen Jugendszene Haidemühls ist das verbreitete Gefühl abgeschrieben zu sein („Wir sind das Letzte“) und die kaum nachvollziehbaren Zukunftsperspektiven am neuen Standort. Das kollidiert nur scheinbar mit einer deutlichen Privilegierung der Jugendlichen durch die LAUBAG. Als Umsiedler bekommen sie nicht nur eine pauschale Abfindung, die sie in die Lage versetzt, überwiegend mit 18 Jahren die Führerscheinprüfung in Angriff zu nehmen, und ein Auto zu kaufen. Wenn sie irgendwie den Abschluss der 10. Klasse erreichen, ist es so gut wie sicher, dass sie eine Lehrstelle bei der LAUBAG bekommen. Beides, Auto und „richtige“ (d.h. auf dem ersten Arbeitsmarkt) Lehrstelle ist im Milieu der Jugendlichen in Brandenburg mit hohem Prestige verbunden. Das Gefühl einer relativen Chancenlosigkeit wird aber nicht durch die Jugendkulturen transportiert, sondern durch die Erwachsenenwelt. Und die ist geprägt durch die Arbeitererfahrungen der letzten elf Jahre. Die Jugendlichen bekommen in ihrem häuslichen Alltag ständig mit, dass ihre Eltern oder Verwandten auf einer endlos scheinenden Schleife (ABM, Umschulung, Arbeitslosigkeit, Sozialhilfe, ABM usw.) versuchen das Rentenalter zu erreichen. In ihrem sozialen Umfeld gibt es zudem kaum sichtbare und erlebbare Erfolgsmodelle. Die beziehen sich entweder auf akademisches Personal (also für sie unerreichbar) oder auf Abwanderer, die im Alltag unsichtbar bleiben. Alltagskulturell sind die Jugendlichen weitgehend auf industrielle Arbeitsplätze konditioniert, und die sind nur in der Kohle oder im Kraftwerk erreichbar. Die Kohle aber, das ist eine familiäre und kollektive Erfahrung, ist eine begrenzte Geschichte.

Wendische Dörfer

Wendische Dörfer im engen Sinne gibt es in Brandenburg nur noch sehr vereinzelt. Mit „eng“ ist hier die häufig anzutreffende Annahme gemeint, das Wendisch mit wendischsprachig gleichzusetzen ist. Diese Gleichsetzung ist aber unzulässig. Sprache ist nur ein kulturelles Merkmal unter vielen, die eine ethnische Identität ausmachen.³¹ Es soll also hier darunter

³¹ Vgl. Dirk Wilking, Reinhard Kroll: Die Definition von Ethnos oder Sind die Sorben ein Volk?, in: Letopis. Zeitschrift für Sorabistik, Nr. 40, 1993, H. 2, S. 10-31.

verstanden werden, dass wendische Dörfer jene sind, die sich selbst als solche identifizieren und wo wesentliche kulturelle Merkmale der Ethnie das gesellschaftliche Leben bestimmen. Dies geschieht selbstverständlich auch in Gebieten wo (angeblich oder tatsächlich) kein Wendisch mehr gesprochen wird.³²

Die Identität als Wenden wird in aller Regel nach außen hin verschwiegen (außer bei den gut gebildeten Wenden). Selbst wendische Muttersprachler bemühen sich intensiv, nach außen als perfekt deutsch zu erscheinen. Kinder erfinden Legenden, um ihren wendischen Namen eine weniger „minderwertige“ Etymologie zu verschaffen.³³ Die Germanisierung der ehemaligen Kolonie ist nach der Wende 1989 nicht beendet worden, sondern sie geht faktisch weiter, wenn auch nicht mehr durch staatliche Institutionen direkt forciert.

Viele Dörfer, die nach 1937 durch die Nazis umbenannt worden sind, um das Slawische „auszumerzen“, sind weder in der DDR, noch in der BRD rückbenannt worden. Auch wenn die Bevölkerung dieser Dörfer darauf verweist, dass sie durch die Industrialisierung ein mehrheitlich deutscher Ort seien, bleibt der Hegemonialanspruch der Kolonisten in der Landschaft bestehen.³⁴ Wenn davon ausgegangen wird, dass die slawische Kultur in Brandenburg fast ausschließlich in Dörfern beheimatet ist, kommt dieser Region eine entsprechend hohe Bedeutung für die wendische Kultur zu. Aber gerade die Dörfer sind zur Manövriermasse der Städte geworden. Um Cottbus entstehen auf den Dörfern zahllose Neusiedlungen, die dazu führen, dass die wendische Kultur immer stärker zu einer Marginalkultur wird. Durch die Verwaltungsreform werden Gemeinden mit völlig unterschiedlichem wendischen Anteil zusammen geschlossen und entsprechend geringer werden die Bedürfnisse der wendischen Bevölkerung Beachtung finden. Die aktuellen Schließungen von Schulen treffen vor allem die Dörfer und führen nicht nur zu längeren Schulwegen, sondern es

³² Dass die Sprache zumindest in Teilen und Fragmenten auch noch Jahrhunderte nach ihrem offiziellen „ableben“ als (sub-)kulturelles Phänomen weiter existieren kann belegt Müller, Klaus. Vgl. Klaus Müller: Wie lange wurde in der Gegend von Beeskow-Storkow sorbisch gesprochen?; in: Niederlausitzer Studien, H. 27, 1996, S. 52-62.

³³ So hat ein etwa 13-jähriges Mädchen aus Haidemühl im Juni 2001 einer Sozialarbeiterin erklärt, dass ihr Vorname Majka ein indischer Name sei und ihre Großmutter gut Polnisch sprechen könne.

³⁴ Vgl. Friedrich Redlich: Änderungen im Ortsnamennetz der Niederlausitz in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts mit Ausblicken auf Flur- und Gewässernamen und die politischen Hintergründe; in: Geschichte und Gegenwart des Bezirkes Cottbus (Niederlausitzer Studien), Heft 11, Cottbus 1977, S. 137-146.

kann keinen spezifischen Unterricht in Heimatkunde und Lokalgeschichte geben. Die Ausbildung niedersorbischer LehrerInnen ist 2001 an der Universität Potsdam aufgegeben worden, der Ausweichstandort Leipzig vermittelt fast nur Obersorbisch, das Niedersorben kaum verstehen können. Die Sprache ist zwar ständig in der öffentlichen Diskussion, sie ist aber keineswegs das zentrale Problem. Zentral für den Fortbestand der wendischen Kultur (so er gewollt ist) ist vielmehr die Möglichkeit der Individuen mit ihrer Kultur auf den Dörfern auch ökonomisch zu überleben.³⁵

Werben

Im Jahr 2000 wurde das MBT durch den Pfarrer der Gemeinde Werben gebeten, eine Veranstaltung für die Dorfbevölkerung zum Thema Rechtsextremismus durchzuführen. An einem frostigen, windigen Winterabend kamen wir in das Hotel „Zum Stern“ – ein überregional bekanntes Gasthaus – und staunten nicht schlecht, als wir draußen im Fenster das Veranstaltungsplakat sahen: „Nazis im Dorf“ – ohne jedes Satzzeichen.



Die bewusst provokante Ankündigung einer Veranstaltung des MBT durch die Kirchengemeinde Werben

Anwesend waren fast ausnahmslos Dorfbewohner der mittleren und älteren Generation. Nach einem kurzen Vortrag kam es zu einer lebhaften Diskussion, die sich an einem ehemaligen SED-Mitglied entzündete, der die DDR als beispielhaft im Antifaschismus darstellte: „Da wären die Nazis hinter dem Ural in ein Lager gekommen und hätten Arbeiten gelernt.“ Der Diskussionsverlauf erschien chaotisch, hatte allerdings deutlich spürbar als strukturierendes

Element die jeweilige persönliche Betroffenheit der Diskussionsteilnehmer zur Grundlage. Es wurde aus pietistischer Perspektive argumentiert („man muss intensiv beten und glauben, dann wird alles gut“), es wurde das Problem wegdefiniert („die sind doch gar nicht so“) und durchaus Klartext gesprochen („es sind sechs hier im Dorf, die bringen aber ihre Freunde mit und machen dann Rabatz“).

³⁵ Vgl. Wilking, Dirk, Reinhard Kroll: Die Definition von Ethnos oder Sind die Sorben ein Volk?; in: Letopis. Zeitschrift für Sorabistik, Nr. 40, 1993, H. 2, S. 10-31.

Wie so häufig kam es erst nach Abschluss der offiziellen Veranstaltung zu intensiveren Gesprächen. Besonders beeindruckend war ein älterer Mann, deutlich über 70 Jahre, der in einem Deutsch mit hartem slawischen Akzent erklärte, dass sein Vater – ein muttersprachlicher Wende – in den 30er Jahren Sonntags seinen Kirchanzug angezogen habe und den Kindern angekündigt hat, dass er jetzt „die Nazis wählen“ gehe. Er erklärte das Verhalten seines Vaters damit, dass die Bewohner von Werben damals so bitterarm waren, dass man sich von den Nazis bloß mehr zu essen versprach. Der Tenor der Darstellung war völlig ohne Wertung – weder entschuldigend, noch mit irgendeinem moralischen Akzent. Anders der Wirt des Hotels, der sich in der Diskussion mit Küchenschürze immer wieder engagiert in die Diskussion einbrachte. Ihm ging es zwar auch um das Geschäft – so betonte er mit Richtung auf die Dorfbewohner mehrfach, dass er viele internationale Gäste habe, etwa aus China – aber nicht nur. Ihm ging es vorrangig um ein weltoffenes Dorf. Darunter verstand er eine Akzeptanz von Fremden allgemein. Interessanterweise argumentierte er nicht mit seinen eigenen kulturellen Aktivitäten. In der Lobby seines Hotels war eine kleine Ausstellung zu Handrej Zejler zu sehen. Der wendische Wissenschaftler war mit vielen anderen im 19. Jahrhundert in die USA ausgewandert, weil die Lebensbedingungen in Brandenburg nicht mehr erträglich waren.

Die Episode gibt einen Hinweis auf eine bestimmte Erscheinungsform des Rechtsextremismus in der Niederlausitz. Sowohl aus den ausgesprochenen Gründen der Armut, wie auch aus dem unausgesprochenen Motiv der Überanpassung an „die Deutschen“ sind Wenden nicht unempfindlich für rechtsextreme Tendenzen. Schon in den Reichstagswahlen vor 1933 hatten die wendischen Gebiete z. T. in sehr deutlich höherem Maße NSDAP gewählt, als im Brandenburger Durchschnitt. War bei den Reichstagswahlen vom 31.07.1932 ein 41 %iger Anteil in Brandenburg für die NSDAP zu verzeichnen, lag der in den wendischen Gebieten um die 60 %. Diese extrem hohen Werte gingen bei den Wahlen am 6. November 1932 zwar zurück, waren aber immer noch deutlich über dem Durchschnitt.³⁶

³⁶ Vgl. Erich Schuppan: Bekenntnis in Not. Die evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg im Konflikt mit dem totalen Staat (1933-1945), Aufsätze zur Geschichte des Kirchenkampfes, Berlin 2000, S.466f. und 472f.

Wie sieht heute die rechtsextreme Szene im ländlichen Raum aus?

Es gibt selbstverständlich Neonazis in wendischen Dörfern. Sowohl Skinheads als auch Mitglieder der NPD/JN betätigen sich in diesen Dörfern. Dabei differenzieren sie sich aber gegenüber den städtischen Szenen aus: Sie beteiligen sich an den dörflichen Traditionen³⁷, akzeptieren das Wendische als Folklore, aber schließen sich an die ideologische Linie der „germanischen Herkunft“ der Wenden an.³⁸ In vereinzelt Dörfern zeigen sich Tendenzen, dass Rechtsextreme sich Zugang zum Verein „Domowina“ verschaffen wollen. Die „Domowina“ versteht sich als Verein, der die Interessen der Sorben und Wenden vertritt, das kulturelle Leben fördert und dafür Gelder bei der Stiftung für das sorbische Volk beantragt. Durch die bestehende Überalterung des Vereins und seiner Untergruppen ist die Freude verständlicherweise groß, wenn sich junge Leute zur Mitarbeit entschließen. An eine rechtsextreme Gefahr mag angesichts der Geschichte der Wenden wohl niemand glauben, doch scheint sie zumindest untergründig zu bestehen.³⁹

Agrardörfer

Die als Agrardörfer bezeichneten Dörfer entsprechen am ehesten dem Klischee des Dorfes im landläufigen Sinne. Hierunter soll verstanden

³⁷ So konnte der Verfasser im Spätfrühjahr 2001 auf einigen Dorffesten der Niederlausitz erstaunt beobachten, dass etwa beim wendischen „Hahnrupfen“ schätzungsweise ein Drittel der teilnehmenden Jugendlichen deutliche Attribute rechtsextremer Subkulturen präsentierten.

³⁸ Vgl. Wolfgang Wippermann: Sind die Sorben in der NS-Zeit aus „rassischen“ Gründen verfolgt worden?; in: Letopis, H. 43/1, 1996, S.37. Ausgehend von Stellers „Urgermanenthesen“, nach der die Wenden ein germanischer Stamm seien, der bloß wendisch spreche, schloß sich die NSDAP für einige Jahre dieser Idee an und es scheint als sollte diese Tradition von den Rechtsextremen der Gegenwart wieder aufgenommen werden.

³⁹ Anfragen von vereinzelt Domowina-Mitgliedern die diesen Verdacht hatten, wurden gegenüber dem MBT immer mit dem Hinweis auf Vertraulichkeit versehen, und mit der Bitte, keinesfalls ihren Namen zu nennen. Als Grund gab man uns an, dass die Domowina oder die Wenden nicht durch solche Vorfälle in ein falsches Licht gerückt werden dürften. Aus ähnlichen Motiven wurde wohl am Niedersorbischen Gymnasium in Cottbus vor geraumer Zeit ein Vorfall bei einem Klassenfest verschwiegen, bei dem Schüler skandierten: „Sorben an die Wand, für Führer, Volk und Vaterland.“

sein, dass die Dorfbevölkerung noch in hohem Maße in einer Form der landwirtschaftlichen Produktion beschäftigt ist, und nur in bescheidenem Maße Gewerbe und Handwerk vorhanden ist. Praktisch sind diese Dörfer aber genauso einer ökonomischen und sozialen Dynamik unterworfen, wie andere Dörfer auch. Auch diese Dörfer entsprechen historisch nicht im Entferntesten irgend welchen idyllischen und romantischen Vorstellungen. Ihre Form wurde seit dem 17. Jahrhundert zentral kontrolliert und auch ihre soziale Zusammensetzung wurde durch Regierungspolitik geregelt, etwa durch die „Kolonisierungsphasen“ verschiedener Regenten.⁴⁰ Nach der Wende hat es in Brandenburg keine Welle von landwirtschaftlichen Wiedereinrichtern im klassischen Sinne des Familienbetriebes gegeben, sondern die LPGs leben als GmbHs oder in anderen Formen fort, haben aber in der Regel erheblich den Personalbestand reduziert. Innovative Formen wie in Brodowin (Uckermark) oder Proschim (Niederlausitz), wo stark auf ökologische Produktion gesetzt wurde, sind keine Ausnahmen mehr, sondern machen Brandenburg in Deutschland zu einem führenden Produzenten von ökologischen Produkten. Dennoch bleibt aus der Sicht der Dörfer ein wesentliches Problem bestehen. Das Umland des Dorfes ist häufig Produktionsfläche eines Betriebes, dessen Politik in der Regel nicht mit bestimmt werden kann.

Greifenhain

Das Dorf Greifenhain liegt an der äußersten Südwestgrenze des Landkreises Spree-Neiße an der Bundesstraße 169 von Cottbus nach Senftenberg. Das Dorf hat 341 Einwohner auf einer Fläche von über 9 Quadratkilometern, was einer Einwohnerdichte von nur 37 Einwohnern pro Quadratkilometer entspricht. Diese extrem geringe Bevölkerungsdichte in dem schon ohnehin gering besiedelten Süden Brandenburgs resultiert aus dem Braunkohletagebau unmittelbar an der Siedlungsgrenze. Im Ort sind 46 Arbeitslose gemeldet.⁴¹ Seit dem 1. Januar 2002 hat Greifenhain seine Selbständigkeit als Dorf verloren und ist heute Ortsteil der Stadt Drebkau. Trotz der relativen Nähe zur Tagebaukante ist Greifenhain als Agrardorf zu bezeichnen. Die erste schriftliche Erwähnung 1456 als „Greiffenhain“ macht deutlich, dass das Dorf keine wendische Siedlung ist, sondern eine

⁴⁰ Vgl. Richard Lehmann: Förderung des Baues von Wohnhäusern in der Niederlausitz durch die kurfürstlich-sächsische Regierung; in: Niederlausitzer Mitteilungen, Bd. 14, 1918/19, S. 225-226.

⁴¹ Vgl. Bundesanstalt für Arbeit, Stand Mai 2001.



*Das Dorf Greifenhain am Rande
des Tagebaus*

Gründung der deutschen Kolonialherrschaft. Die Bewohner wurden entweder zwangsangesiedelt oder angeworben. Der Begriff „Greif“ zeugt von einer stark religiösen Ausrichtung der Gründung, da der Greif (vorne Adler, hinten Löwe) als Symbol Jesu galt.⁴² Eine Klosterzugehörigkeit ist aber nicht belegt. Das zum Gut gehörige Angerdorf hatte eine Fläche von etwa 500 ha. Seit der 2. Hälfte des

16. Jahrhunderts hatte Greifenhain immer zwei Besitzer.⁴³ Eine Hälfte befand sich bis 1803 kontinuierlich im Besitz der von Köckritz, die andere wechselte sehr häufig. Seit 1806 war der Gutsherr bis ins 20. Jahrhundert die Familie Starke. Greifenhain hatte eine Kolonie, eine Windmühle und eine Ziegelei (ab 1864). Seit 200 Jahren sind die Einwohnerzahlen weitgehend konstant geblieben. Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein sprachen die Wenden Greifenhains (wendischer Ortsname: Malin) ihre sorbische Sprache: 1850 konnten 85 % der Bewohner nur wendisch sprechen. Erst mit der Industrialisierung der Region – hier vorwiegend die Entwicklung der Braunkohle, der Brikettfabriken und der Glasindustrie – wurden die Dörfer durch Industriearbeiter aus Schlesien und Sachsen bevölkert, wobei das Wendische zurückgedrängt wurde. Die Sprachverbote in Preußen, zu dem Greifenhain seit dem Wiener Kongreß gehörte, beschleunigten den Verfall der wendischen Sprache dabei erheblich.

Der Tagebau

Die Gemeinde Greifenhain hat durch den Tagebau fast die Hälfte ihres Umlandes verloren. Die Nachbardörfer Nebendorf und Neudorf wurden abgebaggert. Die Verbindungen zu dem westlich des Tagebaus gelegenen Altdöbern und den umliegenden Dörfern sind über Jahrzehnte praktisch abgebrochen. Im Osten reichen die Kontakte nur bis nach Welzow,

⁴² Zur Genese von Siedlungsnamen mit dem Bestandteil Greif. Vgl. Paul Derks: Im Lande Keldaggouue. Beiträge zur niederfränkischen Siedlungsnamenforschung im Umkreis der Stadt Meerbusch, Meerbusch 1999, S.35ff. Dort linguistische und ikonographische Argumentation zu Gripwald bei Lank und Greifswald Mecklenburg-Vorpommern.

⁴³ Vgl. Rudolf Lehmann: Historisches Ortslexikon für die Niederlausitz, Marburg 1979, Bd. 1, S.280f.

weil dort der Tagebau Welzow-Süd eine Barriere bildet. Der Konzern Anhaltische Kohlewerke gehörte bis 1938 noch der Familie Petschek, die drei Jahre nach Beginn der Arbeiten im Tagebau Greifenhain durch die „Nürnberger Gesetze“ zu Juden erklärt wurden. 1939 wurde die Grube „arisiert“. Zu diesem Thema findet in Welzow auf Anregung des MBT ein Schulprojekt am Gymnasium Welzow mit der RAA Forst statt, an dem auch Greifenhainer SchülerInnen teilnehmen. Durch die Restitutionsansprüche der Jewish-Claims-Conference (JCC) auf das Erbe der Petscheks gerieten die umliegenden Gemeinden z. T. in arge finanzielle Bedrängnis.⁴⁴ Dadurch ist es in der Region z. T. zu einem offenen, mehr aber zu einem verborgenen Antisemitismus gekommen. Erstaunlicherweise kam es zu keinerlei Gegenreaktionen. Weder in der Presse, noch in der lokalen Politik wurde den Bewohnern erklärt was die JCC ist, und warum sie entschädigt werden will.

Der Kreisjugendpfarrer Christian Weber hatte am 6. Juli 1999 junge Journalisten aus Tel Aviv, die sich auf Einladung der Vereinigung „Journalists Network“ zu einer Studienreise in Deutschland aufhielten, zu einem Gespräch mit „rechten Jugendlichen“ in die Dorfkirche von Greifenhain eingeladen. Während der Veranstaltung kam es zu einer Demonstration von Rechtsextremen vor der Kirche, die provokativ und vorbereitet war. Die Journalistin Simone Wendler war Augen- und Ohrenzeugin des Vorfalls:

„Auf der Wiese vor der Kirche haben sich derweil die Ultrarechten aus der Gegend versammelt. Aus einem offenen Kofferraum wird Flaschenbier gereicht. Abwartend steht das halbe Dutzend Kahlgeschorener da, einer hält mühsam seinen Dobermann an der Kette zurück, und dann kommt es doch noch zu dem Gespräch, das in der Kirche nicht stattfand: Rechtsradikale und Juden stehen sich gegenüber, Jugendpfarrer Christian Weber in der Mitte übersetzt. Ronny, einer der Kleinsten in der Gruppe, dessen Frisur deutlich an Adolf Hitler erinnert, versucht sich besonders provokant hervorzutun. ‚Was nehmen sich die Juden überhaupt raus, wo sie doch den Palästinensern das Land geraubt haben‘, pöbelt er die Israelis an. Andy, einen Kopf größer, legt nach: Wenn ich

⁴⁴ Vgl. Simone Wendler: Das geht hier alles viel zu langsam. In Welzow ist jeder Vierte ohne Job, aber trotz mieser Stimmung baut die Stadt an ihrer Zukunft – mit Erfolg; in: *Berliner Morgenpost*, vom 16.4.2000. Die Tatsache dass die JCC die Ansprüche vertritt, deutet darauf hin, dass die gesamte Familie ermordet wurde. Die Ansprüche beziehen sich z. T. auf extrem große Flächen, wie in Welzow. Genauere Erkenntnisse liegen aber derzeit nicht vor.

an das Holocaust-Mahnmal in Berlin denke, da kann ich doch nur lachen. Den Palästinensern müsste man ein Denkmal setzen.“⁴⁵

Durch die Berichterstattung und die Tatsache, dass es Journalisten waren, die mit den Aktionen konfrontiert wurden, gewann die ganze Angelegenheit eine außergewöhnliche Dynamik. Die ersten Reaktionen waren fast ausnahmslos Varianten des Artikels von Simone Wendler, jedoch entwickelte sich kurz darauf nicht nur ein Sturm der Empörung, sondern auch einer der Journalisten auf das Dorf.⁴⁶ Vor allem die jüdische Presse berichtete durchaus zutreffend von der Lethargie des Dorfes: „[...] die Neonazis kämen vom Nachbarort. [...] Was die Greifenhainer gegen die Nazis tun? ‚Nichts, was sollen wir tun?‘ Ratlosigkeit allenthalber. Ratlosigkeit, die die Gleichgültigkeit verdeckt und stillschweigendes Einvernehmen verbirgt.“⁴⁷ Vor allem der internationale Rahmen schreckte Politiker, aber auch Bürger der Region auf.

Arbeitskreis Toleranz

Ein erstes Ergebnis der veränderten Situation im Dorf war die Gründung eines Arbeitskreises, der mit Akteuren aus verschiedenen Dörfern besetzt, Gegenstrategien zu dem rechtsextremen Potential zu entwickeln versuchte. Nachdem die Prozesse gegen die Täter gelaufen waren, bestand für das MBT die auf Erfahrung gestützte Befürchtung, dass nun alles wieder in seinen „Normalzustand“ zurückfällt. Dies war glücklicherweise nicht der Fall. Im ersten Jahr entwickelte sich der „Arbeitskreis Toleranz“ stark in Richtung einer Veranstaltungsagentur. Die TeilnehmerInnen aus der Region überlegten, welche ReferentInnen und Themen für öffentliche Veranstaltungen geeignet seien. Dann wurden Finanzierungsvorschläge diskutiert und es ging meist sehr schnell auf eine reine Organisationsschiene (Essen, Übernachtungen, Einladungen etc.). Im Ergebnis kam es zu einer Überbelastung der Mitglieder der Kerngruppe, die sich in einer Art Dauerstress befanden. Die Veranstaltungen wurden so organisiert, dass einmal ein „Greifenhainer Gespräch“ (mit kulturellem Beiprogramm) zustande kam,

⁴⁵ Vgl. Simone Wendler: Zehn Israelis kamen nach Brandenburg, um zu erfahren, was an den Nachrichten über Rechtsradikalismus wahr ist. Sie erlebten einen bitteren Abend; in: *Berliner Morgenpost*, 8.7.1999.

⁴⁶ Vgl. V. u.: Rechtsextreme hautnah. Greifenhain: Israelische Journalisten müssen sich die Holocaust-Lüge anhören, in: *TAZ*, 9.7.1999.

⁴⁷ Ebd.

die ReferentInnen dann aber in der Region noch für mehrere Veranstaltungen eingesetzt wurden. Dieses nicht bewusst eingesetzte Verfahren hatte zwar eindeutig den Vorteil, dass die Wirksamkeit zu den entsprechenden Themen optimiert war, aber den Nachteil, dass die Zielgruppe unspezifisch war. Zudem – und das war die deutliche Kritik des MBT – bestand die Gefahr, dass durch die stereotype Form die „Missionierten missioniert“ werden.

Greifenhainer Gespräche

Veranstaltungen des „Arbeitskreises Toleranz“ in Form der „Greifenhainer Gespräche“:

1. **6.11.1999:** Der Geiger von Auschwitz. Dr. Jaques Stroumsa – Musik, Lesung, Diskussion
2. **15.1.2000:** Hören, reden, verstehen – handeln für Toleranz. Die jüdische Gemeinde Cottbus – Diskussion, Musik, Chor
3. **2.3.2000:** Erinnern für die Zukunft. Horst Prentki, Gisela Jacobus – Konzert, Zeitzeugenberichte, Diskussion
4. **29.7.2000:** Schule und danach? Bloß weg! Berufsorientierung für jugendliche im ländlichen Raum
5. **27.8.2000:** Brandenburger wehren sich gegen Rechts! Initiativen gegen Fremdenfeindlichkeit und rechte Gewalt im Dialog – JournalistInnen aus Israel
6. **31.1.2001:** Berliner Schicksale. Horst Prentki, Gisela Jacobus – Konzert, Zeitzeugenberichte, Diskussion
7. **31.7.2001:** Wir tun etwas. Wir sind da! Gespräch von Initiativen und engagierten Gemeinden mit israelischen JournalistInnen
8. **15.11. 2001:** Sechs Lager in zwei Jahren. Leopold Sokolowski – Vortrag und Diskussion, Musik

Die Veranstaltungen sind deutlich geprägt von Zeitzeugen-Diskussionen und den jährlichen Begegnungen mit israelischen JournalistInnen, die ja Auslöser der gesamten Reihe waren. Hervorzuheben ist das 5. Greifenhainer Gespräch, das ein Jahr nach dem Vorfall vor der Kirche stattgefunden hatte.

Wir versuchten durch behutsame Diskussionen zu erreichen, dass sich der Arbeitskreis stärker um die Struktur im Dorf selbst kümmern möge. Im Arbeitskreis, wie auch auf den Veranstaltungen wurde schlichtweg nicht von der rechtsextremen Szene des Dorfes gesprochen. Das ist bis zu einem gewissen Grade auch nachvollziehbar, da die Benennung des

Problems in einem so kleinen Gemeinwesen nicht abstrakt erfolgen kann, sondern sofort mit der Namhaft-Machung von Personen einhergeht, und damit unmittelbar auf das soziale System zurückschlägt. Im Frühjahr 2000 beschloss das MBT doch stärker aktiv zu werden, um einen Impuls in Richtung der Dorfstruktur zu geben. Unser Projekt „Bloß weg!“ sollte provokativ auf die phlegmatisch angenommene Tatsache der zunehmenden Abwanderung von jungen, z. T. gut ausgebildeten Bewohnern eingehen. Der Grundgedanke war, ein niederschwelliges Angebot für Jugendliche in der Berufsorientierung zu gestalten. Warteschleifen in den außer- und überbetrieblichen Bildungseinrichtungen sind für fast die Hälfte der Menschen ohne gymnasialen Bildungsabschluss Realität. Alle jungen Menschen sind allerdings mit den modernen Anforderungen der Zukunftsbewältigung konfrontiert: Flexibilität, Weltoffenheit, Bereitschaft zum lebenslangen Lernen und die Fähigkeit sich auf unerwartete und neue Situationen einzulassen und diese zu bewältigen. Ein geschlossenes Weltbild, wie es Rechtsextreme aufweisen, verbaut die Zukunftsperspektive. Für die Teilhabechancen von jungen Menschen an eigener Zukunftsgestaltung ist eine Ausländerfahrung von enormer Wichtigkeit. Individuelle Erfahrungen in der Fremde sind meist ein Garant gegen ein geschlossenes Weltbild. Zielgruppe des Projekts waren junge Menschen, die an der ersten Schwelle, dem Eintritt in das Berufsleben stehen und sich in den Abgangsklassen befinden. Ein besonderer Schwerpunkt sollte im Bereich der Gesamtschulen bis hin zu Förderschulen liegen. Die Veranstaltung „Schule aus, und was danach? BLOSS WEG!“ wurde dann in enger Zusammenarbeit mit der RAA, dem Ministerium für Bildung und den Schulen durchgeführt. Wir fokussierten die Zielgruppe sehr stark auf Jugendliche mit niedrigen Schulabschlüssen, da es genau diese Gruppe ist, die recht anfällig für rechtsextreme Ideologien sind. Eine der vielen Ursachen dafür ist, dass sie sich bei ihrer Lebensplanung auf den engen regionalen Wirtschaftsraum konzentrieren. Die Bereiche Handwerk und Bau stehen unter einem erheblichen Konkurrenzdruck zu Polen. Das wird auch in der Dorfgemeinschaft kommuniziert. Unser Versuch war es nun, den teilnehmenden SchülerInnen einen ideellen Globus zu vermitteln, auf dem sie sich möglichst frei aussuchen können, wo sie später arbeiten möchten. In ihrem Selbstbewusstsein ist nämlich meistens präsent, dass internationale Austauschprogramme nur für Gymnasiasten geeignet seien. In der Auswahl der ReferentInnen achteten wir darauf, dass möglichst verschiedenartige Möglichkeiten aufgezeigt werden, einen Auslandsaufenthalt zu planen. Vom staatlich gesteuerten Austauschprogramm über Au-Pair bis zu den Wandergesellen konnte der Bogen gespannt werden. Was zunächst wie ein reines Jugendprojekt aussah, hatte aber auch Wirkung in der Erwachsenenwelt. Die Eltern der

Jugendlichen wurden durch die Auseinandersetzung ihrer Kinder mit Internationalität sowie mit den Möglichkeiten eines dynamischen Lernverhaltens konfrontiert. Das jedoch ohne Angstzeichen, denn die Beispiele gingen von einer zeitweisen Entfernung der Jugendlichen aus der Region aus, nicht von dem „Zwang“ zur Abwanderung.

Ein weiteres, sehr erfolgreiches Projekt des Arbeitskreises fand am 24. Januar 2002 statt. Über die evangelische Kirche kamen wieder Horst Prentki und Gisela Jacobius als Zeitzeugen in die Region. Die Bürgermeisterin fragte das MBT, ob es sinnvoll sein könnte, an einem noch freien Nachmittag der Referenten eine Veranstaltung im Greifenhainer Seniorenclub zu veranstalten. In der Diskussion kamen wir zu dem Ergebnis, das zu tun – jedoch mit der Einschränkung, dass die Veranstaltung nicht angekündigt wird. Unsere Bedenken waren, dass bei einer formalen Ankündigung viele Ältere fern bleiben würden, die Angst vor einer „Schulddiskussion“ haben. Wir planten, die Referenten einfach in das Kaffeetrinken zu platzieren und dann sehr vorsichtig mit einem Gespräch zu beginnen, das dann vielleicht in einen Vortrag münden könnte. Der Erfolg war durchschlagend. Die SeniorInnen ließen sich völlig auf die Situation ein. Im Nachgang erzählten Teilnehmer des Arbeitskreises, dass ihre Eltern/Großeltern begeistert wieder nach Hause kamen, und ausdrücklich lobten, dass die Referenten nicht „mit dem Zeigefinger“ argumentiert hätten. Die starke Wirkung der beiden Zeitzeugen ging auf ihre biographischen Darstellung zurück. Prentki und Jacobius waren in ihrer Jugend ein Liebespaar gewesen; sie wurden durch die Verfolgungen der Nazis auseinandergerissen und in verschiedene Biographien verschlagen: Horst Prentki emigrierte nach Uruguay, Frau Jacobius versteckte sich mit Unterstützung von Freunden bis 1945 in Berlin. Alleine die Liebesgeschichte brachte das Publikum emotional auf die Seite der Referenten.

Lokalgeschichtliches Projekt Greifenhain

Im Frühjahr 2001 bat Bürgermeisterin Küch das MBT um einen Termin, der nichts mit dem Arbeitskreis zu tun habe. In ihrem Büro erklärte sie dann, dass sie vor einem Problem stehe. ABM-DorfchronistInnen hatten bei Sichtungsarbeiten auf dem Speicher des Gemeindehauses einen Karton mit Akten gefunden, die aus der Zeit von 1933 bis 1945 stammten. Die MitarbeiterInnen „fürchteten“ sich vor der Brisanz des Inhalts. Es handelte sich um verschiedene Listen von Kriegsgefangenen in Greifenhain sowie eine komplette Liste von NSDAP-Mitgliedern und deren Unterformationen des Dorfes. Sie empfand den Fund zwar durchaus als spannend für die Dorf-

geschichte, war sich aber unsicher in dessen Behandlung. Sie überlegte, ob sie die NSDAP-Liste vernichten sollte, da dort nahezu alle Familien des Dorfes erwähnt waren. Die Schwierigkeiten im Umgang mit solchen Dokumenten sind in der gesamten Region ähnlich: Es leben nur noch wenige Akteure aus der Zeit im Ort, meistens aber Nachfahren, und die Hauptakteure (Ortsbauernführer, Parteivorsitzende etc.) sind nach 1945 mit ihren Familien in den Westen geflüchtet. Bei einer Veröffentlichung kommt es dann zu dem (unbeabsichtigten) Effekt, dass eine Familie, die vielleicht nur marginal mit dem NS-System verknüpft war, synonym für die NS-Herrschaft des Ortes steht. Die Empfehlung an Frau Küch war pragmatisch: Das Dokument in einem Umschlag zu versiegeln und mit einem beliebig zu wählenden Sperrvermerk an das Kreisarchiv zu geben. Die Listen über die Kriegsgefangenen waren ohnehin von größerer Bedeutung. In Südbrandenburg gibt es nur sehr wenig Informationen zu Kriegsgefangenen, da das Archiv des ehemaligen Regierungsbezirks Frankfurt/Oder in den Wirren des Kriegsendes abgebrannt ist. In dem Gespräch entwickelten wir recht schnell die Idee, mit dem Material an die regionalen Schulen zu gehen. In verschiedenen Diskussionen während des Jahres 2001 kristallisierte sich immer mehr heraus, dass wir versuchen sollten, das Material durch ein ABM-Projekt für den Unterricht in Schulen aufzubereiten.

In Greifenhain soll der Versuch unternommen werden, über ein lokalhistorisches Projekt, das nur einen sehr begrenzten Zeitraum bestreicht, Wirkungen auf das soziokulturelle Klima des Dorfes zu erzeugen. Zielgruppe soll dabei nicht nur der Bereich SchülerInnen sein, sondern parallel auch die Erwachsenenwelt des Dorfes. Die Auseinandersetzung der Dorfbewohner mit dem Kriegsende, den Vertriebenen und den Kriegsgefangenen (bisher alles tabuisierte Geschichte in der öffentlichen Diskussion) soll die Konfliktfähigkeit der Dorfgemeinschaft erhöhen. Die ideologisierte Homogenität der Dorfgemeinschaft soll durch das Projekt differenziert werden, ohne die funktionalen Bezüge der Bewohner untereinander in Frage zu stellen. Dies wird gewährleistet durch die Demokratisierung der Geschichtsschreibung: Jede (Familien-)Geschichte steht für sich unangetastet.

Mit dem Projekt soll versucht werden, einen historischen Aspekt der Regionalgeschichte – veranschaulicht an dem Dorf Greifenhain – in den Schulen Drebkau und Welzows zu behandeln. Hier wäre längerfristig zu überlegen, ob nicht in anderen Dörfern ebenfalls markante Aspekte der Regionalgeschichte für Schulen aufbereitet werden könnten, so dass eine lebendige Heimatgeschichte für die Schulen der Region entstehen könnte.

In Greifenhain hat sich durch glückliche Umstände ein Konvolut zu den in der Braunkohle tätigen Gefangenen erhalten, das sehr detailliert ist. Aufgeschlüsselt nach Nationen sind Listen vermutlich aller Gefangenen

erhalten. Das Lager vor den Toren des Dorfes spielte aber auch nach dem Krieg eine Rolle. Es diente als Aufnahmelager für die Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und war erste „Heimat“ vieler heutiger Greifenhainer.

Es gab und gibt zahlreiche ABM-Projekte, die sich mit „Dorfchroniken“ beschäftigen. Die Qualität dieser Chroniken schwankt sehr. Von hervorragenden Arbeiten, die auch veröffentlicht wurden⁴⁸ reicht die Bandbreite bis zu dilettantischen Sammlungen, die im Archiv verstauben. Das Greifenhainer Projekt unterscheidet sich deutlich von diesen Projekten. Es hat die „Demokratisierung der Geschichte“ zum Ziel. Damit ist ein sozialgeschichtlicher Ansatz gemeint, der sehr unterschiedliche und z.T. widersprechende Sichtweisen auf Ereignisse der Zeitgeschichte zulässt, und sie nicht bewertend zu einer einzigen allgemein gültigen Dorfgeschichte homogenisiert. Weiterhin soll dieses Projekt nicht nur das Dorf Greifenhain zum Gegenstand haben, sondern auch Wirkung in die Region ausüben.

Das Projekt ist nicht als rein historisches angelegt. Es soll über verschiedene Wege Wirkung im Dorf und der Region erzeugen: Als problematisch könnte sich der unmittelbare Zugang über das Gefangenenlager erweisen, da bei diesem Thema unausgesprochen Bereiche wie „Kollektivschuld“ oder die Frage nach dem moralisch „richtigen“ Verhalten noch heute lebender Personen angesprochen werden könnten. Sinnvoller erscheint es, den historischen Ort als Anlass zu nehmen für eine Diskussion über lange Zeit tabuisierte Verletzungen im Dorf. Das Lager war unmittelbar beim Dorf. Eine „Schuld“ kann den Dorfbewohnern nicht angelastet werden, weil das Lager in der Verwaltung der Braunkohle stand. Durch die Namenslisten und Heimataadressen der Gefangenen könnte es möglich werden, den Gefangenen ein Gesicht zu geben und damit Fragen der Entschädigung im Dorf nachvollziehbar zu machen. Die ABM-MitarbeiterInnen erfüllen in dieser Situationen die Funktion von VermittlerInnen zum Dorf.

Die ABM-MitarbeiterInnen sind neben ihrer Tätigkeit in der Dokumentation auch noch Multiplikatoren im Dorf und machen damit die Nachhaltigkeit des Projekts wahrscheinlich. Dazu ist es nötig, dass die ABM-MitarbeiterInnen sowohl aus der älteren Generation stammen, als auch junge Erwachsene aus dem Dorf Berücksichtigung finden, um in ausreichender Breite in das Dorf zu wirken.

In der regionalen Geschichtsschreibung spielt der Bereich Zwangsarbeit – Kriegsgefangene einer sehr untergeordnete Rolle. Das hat mit der

⁴⁸ Vgl. Peter Jahn/ Babette Zenker: Dissen – Desno ein wendisches Dorf an der Spree, Dissen 1999.

schon erwähnten schlechten Quellenlage für Südbrandenburg zu tun. Sind für den ehemaligen Regierungsbezirk Potsdam nahezu alle Lager dokumentiert⁴⁹, gibt es in der Niederlausitz nur vereinzelt Veröffentlichungen. Die Erfahrungen in Forst (Lausitz) haben gezeigt, dass eine Publikation zur Geschichte der Juden dazu geführt hat⁵⁰, dass die Auseinandersetzung mit dem Thema in der Stadt langsam aber stetig zugenommen hat. Das Auftauchen von Zeitzeugen, die Basisinformationen und die Erkenntnis, dass weiteres Schweigen das Thema nicht „erstickt“, haben zu einer regelmäßigen Beschäftigung mit dem Thema etwa durch das Gymnasium Forst geführt und bei Schulen wird der ehemalige jüdische Friedhof der Stadt zum Ausflugsziel. Ähnlich könnte der Diskurs auch in Greifenhain entstehen. Sind bisher die Informationen nur segmentär über orale Geschichtserzählung vermittelt, könnten sie durch eine Verschriftlichung kontrolliert zu einer Demokratisierung der Geschichte führen. Die nicht übereinstimmenden, oder sich gar widersprechenden Geschichten können gleichberechtigt nebeneinander gestellt werden, und erst durch eine aktive Interpretation im Nachgang unterschiedlichen Bewertungen zugeführt werden. Der wesentliche Schritt besteht in der Abkehr von der Vorstellung, es dürfe nur eine einzige, in sich einheitliche Dorfgeschichte geben. Gerade die Pluralität der Geschichten weist auf die eigenen Handlungsmöglichkeiten und Freiheiten des Verhaltens hin und steht im Gegensatz zum etablierten Bild des Dorfes als Objekt von Geschichte, das seine Ohnmacht in konservierendem Resistenzverhalten ausdrückt. Vor diesem Hintergrund kann die Maßnahme in Greifenhain einen wesentlichen Beitrag dazu leisten, das Verhältnis der umliegenden Region zu seiner Geschichte positiv zu beeinflussen.

Infrastruktur-Dörfer

Es gibt einige Dörfer, die ihre Existenz weitestgehend staatlichen Infrastruktur-Maßnahmen verdanken. Seit dem 19. Jahrhundert gab es Dörfer, in denen sich ganz bevorzugt Eisenbahner ansiedelten, in der Gegend von Flugplätzen oder Kasernen wohnten sehr viele Offiziere und technisches Personal. In aller Regel siedelten diese Bewohner abseits des alten Dorfes in eigenen Siedlungen, die auch architektonisch deutlich vom Dorf zu unterscheiden sind.

⁴⁹ Vgl. Helmut Bräutigam: Fremdarbeiter in Brandenburg in der NS-Zeit; in: RAA Brandenburg (Hg.): Interkulturelle Beiträge, Heft 17, Potsdam 1996.

⁵⁰ Vgl. Dirk Wilking, Jürgen Meissner: Zur Geschichte der Juden in Forst; in: Museumsverein der Stadt Forst (Lausitz) (Hg.), Forst 1998.

Jänschwalde

Jänschwalde ist ein Dorf, das es nur in Südbrandenburg geben kann. Das alte wendische Dorf Jänschwalde war immer Amtsdorf von Cottbus und damit bis 1815 ein brandenburgisches Dorf in Sachsen. Es war dadurch Gegenstand preußischer Politik und Taktik, etwa bei der Ansiedlung von Kolonisten im Vorwerk Jänschwalde. Das Dorf hatte dadurch immer eine sehr unterschiedliche Einwohnerzahl, die von etwa 400 bis 800 reichte. Fast „klassisch“ ist dabei die Integrationsleistung der wendischen Bewohner zu nennen: 1867 sprachen von 721 Einwohnern alle wendisch.⁵¹ Die Bauern waren, wie in vielen wendischen Dörfern, bitter arm und viele von ihnen wanderten im 19. Jahrhundert nach Australien oder Afrika aus.⁵²

Die Industrialisierung veränderte auch Jänschwalde zunächst nur durch die Abwanderung der armen Bevölkerung in die umliegenden Zentren der Textilindustrie. Wie in anderen preußischen Dörfern der Region war ein traditioneller Nebenerwerb der Bauern der Abbau von Raseneisenerz für eine nahe gelegene Hütte.⁵³ Erst nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu dramatischen Veränderungen in der Dorfstruktur. Nach der Aufnahme der Vertriebenen kam es zur Gründung der LPG, die – wie in Niederlausitz üblich – nicht ganz so dramatisch verlief wie in anderen Regionen. Durch das Fehlen von Familienvätern, eine veränderte Dorfgeographie und neue soziale und wirtschaftliche Geflechte, veränderte sich das Dorf grundlegend. Der Veränderungsschub war so gewaltig, dass die wendische Sprache vollständig verschwunden war.⁵⁴

Eine zweite Welle der Modernisierung kippte das Dorf dann völlig aus dem sozialen Gefüge. In den 70er Jahren wurde der Tagebau erschlossen und nahezu gleichzeitig ein seit 1938 betriebener Militärflugplatz für moderne Kampffjets ausgebaut. 1973 begannen die ersten bergmännischen Arbeiten für den neuen Tagebau, der den Ort westlich von nahezu

⁵¹ Vgl. Rudolf Lehmann: Historisches Ortslexikon für die Niederlausitz, Marburg 1979, Bd. 2, S. 46f. Die Integrationsleistung bestand darin, dass es den Bewohnern gelang, die deutschen Zuwanderer in das Dorf immer wieder so weit einzubinden, dass nur nach wenigen Jahren wieder 100 % der Bevölkerung wendisch sprachen.

⁵² Ebd., S. 47, alleine 1858/59 wanderten 35 Einwohner aus.

⁵³ Vgl. Gerd Reichmuth: Die Produktion im ehemaligen Eisenhüttenwerk Peitz; in: Geschichte und Gegenwart des Bezirkes Cottbus, H. 20, 1986, S. 103ff.

⁵⁴ Vgl. Gabriele Pfnister: Die Sprachsituation im Gemischtnationalen Gebiet am Beispiel des Deutschunterrichts in Burg und Jänschwalde; in: Geschichte und Gegenwart des Bezirkes Cottbus (Niederlausitzer Studien), Heft 11, Cottbus 1977, S. 147-158.



In Jänschalde-Ost steht das Kulturhaus funktionslos leer

allen sozialen und kulturellen Verbindungen abschneiden wird.⁵⁵ Im Osten befinden sich nur noch zwei Dörfer und die polnische Grenze. Für die neuen Entwicklungen wurde ein komplett neuer Ortsteil im Osten des Dorfes Jänschalde aus dem Boden gestampft, in dem das Militärpersonal, wie auch Kraftwerksarbeiter wohnten.

Kulturell wirkte sich dieses Aufblasen des Ortes negativ aus. Wurde in den

60er Jahren noch etwas übertrieben von Jänschalde als Dorf im „sorbischen Winkel“ gesprochen,⁵⁶ setzte in den 70er Jahren die administrative Verwaltung der Dorfkultur ein. Die beliebten Hobbys der DDR-Administration wurden folklorisiert,⁵⁷ die sozial nicht mehr funktionale wendische Kultur gewissermaßen in Gläser abgefüllt und damit leicht und zusammenhanglos konsumierbar gemacht.⁵⁸

Dem MBT war Jänschalde im Zusammenhang mit der Arbeit in Guben durchaus ein Begriff. Uns war bekannt, dass die Disco dort als Revier der Gubener Rechtsextremisten galt, und „ethnisch gesäubertes Gebiet“ im Sinne rechtsextremer Gruppen war. Weder Ausländer noch Aussiedler wagten sich dort hin. Des weiteren war uns bekannt, dass viele Familien aus Guben dort wegen des billigen Baugrundes Eigenheime bauen. Darunter sind auch einige Familien, deren Söhne und Töchter in der rechtsextremen Szene eine Rolle spielen. Jänschalde gehörte für uns in eine Kette von Dörfern um Guben, die ein wesentliches Handlungsgebiet rechtsextremer Jugendgruppen darstellen. Zusammen mit Grano, Atterwasch, Schenkendöbern, u.a. stellten sie die Einflussosphäre und Rekrutierungspool der Gubener Szene dar. Allerdings erschien uns Jänschalde in dieser Kette eher ein schwaches Glied, da es doch geographisch recht weit entfernt liegt.

⁵⁵ Vgl. Friedhelm Schulz: Drei Jahrhunderte Lausitzer Braunkohlenbergbau, Bautzen 2000, S. 148.

⁵⁶ Vgl. G. Schmichen: Der „sorbische Winkel“ (Jänschalde und Drewitz); in: Gubener Heimatkalender 1968, S. 50f.

⁵⁷ Vgl. Manfred Retz: Ein Halali aus der Jagdgesellschaft Jänschalde; in: Gubener Heimatkalender 1979, S. 46-48.

⁵⁸ Vgl. Heinrich Paucker: 20 Jahre Frauen-Singegruppe Jänschalde; in: Gubener Heimatkalender 1982, S. 27-29. Das Jubiläum zeigt, dass die Gruppe zusammen mit dem Tagebau gegründet wurde.

Es gibt zwischen einem Sozialarbeiter und dem MBT seit einigen Jahren eine lose Bekanntschaft über die Arbeit des Kreisjugendringes. Zu einer engeren Zusammenarbeit ist es aber nie gekommen. Der Sozialarbeiter ist anerkannt als außerordentlich zuverlässig, gründlich und kooperativ bekannt. Er versteht sich selbst weniger als originärer Sozialpädagoge, sondern eher als Sportpädagoge. Er pflegt deshalb auch ein ausgesprochen burschikoses Verhältnis zu Jugendlichen.

Da der Sozialarbeiter annahm, dass das Problem Rechtsextremismus in Jänschwalde lokal lösbar sein kann, beschränkten wir uns in der Anfangsphase auf rein telefonische Beratung. Wir wollen nicht den Eindruck erwecken, dass wir seine Kompetenz in irgendeiner Form anzweifeln. Wir haben jedoch unsere Bereitschaft erklärt, auch intensiver einzusteigen. Das Angebot wurde mehrfach angenommen, jedoch immer mit dem Vorbehalt, dass das Problem von den Akteuren vor Ort gelöst werden müsse. Wir haben uns daran strikt gehalten und reagierten nur auf direkte Anfrage. Daraus entwickelte sich ein ausgesprochenes Vertrauensverhältnis. Ein wesentlicher Hintergrund dafür war auch, dass der Sozialarbeiter durch diese Form im Ort sehr stark an Prestige gewonnen hat. Er ist der Experte für Rechtsextremismus, den alle fragen (müssen!), wenn es um das Problem geht. Er organisierte Veranstaltungen zum Thema und interpretierte die lokale Szene.

In einem kleinen Gefüge wie Jänschwalde ist das Problemfeld schlichtweg kein „Massenthema“, und ist deshalb bei einer Einzelperson gut aufgehoben. Die Risiken dieses Ansatzes liegen auf der Hand:

- durch die Monopolisierung sind die Informationen die das MBT erhält „vorsortiert“,
- bei einem Ausfall der Person bricht das Wirkungssystem zusammen,
- die Person verquickt das Problem in der lokalpolitischen Sphäre mit ihrem Status.

Dennoch erschien uns dieser Weg in Jänschwalde vernünftig. In keinen Ort der ländlichen Region unseres Gebietes haben wir eine derartig gute, kontinuierliche Verbindung, die aus eigener Initiative Kontakt mit uns hält.

Der Anlass für den Sozialarbeiter, die Unterstützung des MBT zu suchen war im Jahr 2000. An einem Wochenende kam es zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen offenbar rechtsextremen Jugendlichen und den Besuchern im Jugendclub. In einem Lokal in Jänschwalde trafen sich die bekannten Jugendlichen der rechtsextremen Szene (eher dem Mainstream zugehörig) mit Freunden aus Guben. Nach etlichen Bieren beschloss man, den Jugendclub zu „besuchen“. Sie drangen in das Gebäude ein, und woll-

ten für „Ordnung“ sorgen, da dort angeblich Drogen konsumiert würden.⁵⁹ Der Vereinsvorsitzende konnte die Situation weitgehend deeskalieren, so dass einige Täter mit ihrer Baseballkeule „nur“ den Fernseher zerdrochen. Der Verein, der durchaus auch mit dem Klientel arbeitet und mit etlichen Jugendlichen auch persönlich Kontakt hatte, sah von einer Anzeige ab. Die herbeigerufene Polizei nahm den Vorfall dennoch auf.

Den Sozialarbeiter beunruhigten dabei mehrere Faktoren:

1. Es waren vor allem Jänschwalder Jugendliche, die die Tat ausführten (normalerweise ist es eher so, dass die „Gäste“ tatusführend werden).
2. Er hat Angst, dass der Jugendclub okkupiert werden soll.
3. Es seien einige Gubener Familien nach Jänschwalde gezogen, deren Söhne eine rechtsextreme Vergangenheit haben.
4. die Verknüpfung von Jänschwalder und Gubener Rechtsextremisten erschien ihm unkalkulierbar.

Seine Reaktionen waren durchaus angemessen und vorbildlich gewesen. Nach dem Vorfall erkundigte er sich zunächst in der Stadtverwaltung Guben nach den Gubener Beteiligten. Dann informierte er das Kreisjugendamt und setzte sich mit dem MBT in Verbindung. Fragwürdig erschien auf den ersten Blick lediglich der Verzicht auf eine Anzeige. Hier jedoch baute er auf eine lokale Lösung. Da ihm die Jänschwalder Täter persönlich bekannt sind, hat er direkte Gespräche mit ihnen geführt, in denen er ankündigte, dass eine weitere Störung des JC-Betriebes unweigerlich zu harten Konsequenzen führen würde.

Die Erwartungen, die er an das MBT hatte, waren mehrschichtig:

- Absicherung, dass er alle relevanten Einrichtungen über das Problem informiert hat,
- Information über den überregionalen Zusammenhang des Vorfalls (ist der Jugendclub/der Ort Jänschwalde Gegenstand rechtsextremer Strategie)
- Informationen über beteiligte Personen.

Der Kontakt mit dem Sozialarbeiter verstetigte sich im Laufe des Jahre 2000 und es kam in der Folge zu mehreren Bildungsveranstaltungen zum Thema Rechtsextremismus, u.a. auch mit dem „Zentrum für demokratische Kultur“ (ZDK) Berlin. Das Referat des ZDK (Lorenz Korgel und Bianca Klose) stieß auf reges Interesse. Die Veranstaltung war eine Auftaktveranstaltung: Die

⁵⁹ Diese Behauptung ist insofern interessant für uns gewesen, als ein bekannter Rechtsextremist aus Guben nach Jänschwalde verzogen war, der ein bekannter Drogendealer der Region war.

TeilnehmerInnen konnten zunächst einmal ihre Meinung zum Thema Rechtsextremismus äußern und erkannten, dass eine Folgeveranstaltung sinnvoll sei. Ausgehend von den allgemeinen Themen versuchte das MBT die Arbeit immer stärker auf den Ort zu spezifizieren. Das ging nicht linear. Eine Veranstaltung war ein Folgevortrag des MBT mit starken regionalen Bezügen. Es nahmen u.a. LehrerInnen der Grundschule teil, die Jugendarbeiter aus Jänschwalde, Vertreter der Amtsverwaltung und der Streetworker des Amtes Teichland. Dabei spricht der Schulleiter unumwunden aus, dass bereits in ihrer Grundschule rechtsextremes Denken erkennbar sei. Die Kinder seien bekannt, man versuche auch etwas dagegen zu machen, aber häufig sei der Rechtsextremismus durch familiäre Bindungen emotional fixiert und schwer zu konterkarieren. In einem weiteren Prozess analysierten wir die vorhandene Szene des Ortes. Neben offiziellen Kandidaten der NPD bei Wahlen gab es eine ungebundene Unterstützerszene, die häufig durch Weg- und Zuzüge wechselte. Im April 2001 tauchen in Jänschwalde vermehrt Aufkleber und Flugblätter des „Nationalen Widerstandes“ auf. Es gibt Vermutungen, dass sie aus dem Umfeld eines bestimmten Wohnblockes kommen. Das Propagandamaterial ist auffällig alt. Die „Freiheit für Frank Schwerdt“ war über zwei Jahre alt, und der Aufruf zum 100. Todestag Bismarcks stammt von 1998. Dennoch konnten wir mit den Sozialarbeitern der Region erarbeiten, dass das Material des „Nationalen Widerstands“ auf Einflüsse der Gubener Szene deuten, es hier aber eher um den Versuch ging, im Ort eine kleine rechtsextreme Gruppe zu organisieren.

Die unmittelbaren und mittelbaren Reaktionen auf die Vorträge, Diskussionen und Analysen wurden dem MBT aus Jänschwalde nicht mitgeteilt. Auffällig war jedoch, dass im Verlauf des Jahres 2001 die meisten (und vor allem die organisierten) Rechtsextremisten den Ort verlassen hatten. Die Stelle des Sozialpädagogen wurde mit Beginn des Jahres 2002 gestrichen, da die Gemeinde den Eigenanteil nicht mehr aufbringen konnte oder wollte.

Wolfram Hülsemann, Michael Kohlstruck (Hg.)

**Mobiles Beratungsteam
Einblicke**

Ein Werkstattbuch

Bildnachweis und Bildrechtsinhaber:

- S. 4 u. 171: Mobiles Beratungsteam Brandenburg
- S. 18: Michael Kohlstruck
- S. 23: kontur GbR Berlin
- S. 61: Nicola Scuteri
- S. 68, 72 u. 88: Pabel Moewig Verlag
- S. 74: unbekannt
- S. 104, 105, 106 u. 107: Kasandra
- S. 114: Lausitzer Rundschau, Lokalteil Spremberg, 7.5. 2003.
- S. 120, 121 u. 129: Karin Dörre und Jürgen Lorenz
- S. 143: Pfarrer Puhlmann, Werben
- S. 152 u. 163: Miriam Schilling und Dirk Wilking

© Dezember 2004, Potsdam

Mobiles Beratungsteam Brandenburg (RAA Brandenburg e.V.)

Geschäftsstelle:

Friedrich-Engels-Straße 1

14473 Potsdam

Tel: 0331 – 740 6246, 0173 – 646 88 63

Fax: 0331 – 740 6247

E-Mail: mobiles-beratungsteam@jpberlin.de

www.mobiles-beratungsteam.de

Satz: Ralph Gabriel, Wien

Druck: Brandenburgische Universitätsdruckerei
und Verlagsgesellschaft Potsdam mbH

ISBN: 3-00-015288-1



Inhalt

Was die vorliegende Publikation erwarten lässt	5
<i>Wolfram Hülsemann</i>	
Rahmenbedingungen und politischer Hintergrund der Beratungsarbeit im Gemeinwesen	7
<i>Michael Kohlstruck und Anna Verena Münch</i>	
Der Mordfall Marinus Schöberl	15
<i>Nicola Scuteri</i>	
Migration und Fremdenfeindlichkeit als politische und gesellschaftliche Phänomene im Land Brandenburg	47
<i>Dirk Wilking</i>	
„Der Landser“ – Wie ein Mann ein Mann wird	61
<i>Miriam Schilling</i>	
Jugendliche in der MBT-Arbeit – Erfahrungen aus dem südlichen Brandenburg	95
<i>Karin Dörre und Jürgen Lorenz</i>	
Die Stadt Angermünde und ihr Umgang mit Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit	117
<i>Dirk Wilking</i>	
Relevanz der ländlichen Regionen für das MBT	129
<i>Jürgen Lorenz und Karin Dörre</i>	
„Für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung“	163